

MENORA

Die messianische Zeitschrift | Nr. 12



Es möge Friede sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen.

Psalm 122,7

Liebe Leser und Freunde der Menora!

Das Jahr 2014 neigt sich dem Ende zu und wir blicken zurück auf ein weltpolitisch sehr turbulentes Jahr. Uns beschäftigten vor allem die Geschehnisse im Nahen Osten und ihre Auswirkungen auf uns in Europa.

Die meisten messianischen Juden in Deutschland sind Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Wer seine Heimat, seine Familie und seine Freunde hinter sich ließ, um ein neues Leben in Deutschland zu beginnen, hegte zwei Hoffnungen: dass er einen solchen Umbruch nicht noch einmal erleben muss und dass etwas solches auch den eigenen Kindern erspart bleibt. Die Kinder sollten es einmal besser haben. Sie sollten die Benachteiligung durch einen stillen Antisemitismus nicht am eigenen Leibe erfahren.

Und dennoch, 25 Jahre nach dem Neuanfang in Deutschland, in Anbetracht der Aufmärsche gegen Israel samt heftigen antisemitischen Parolen, die offen auf Europas Straßen gebrüllt werden, bis hin zu körperlicher Gewalt gegen Juden und Angriffen auf Synagogen, machen sich einige von uns Gedanken:

Haben wir in Deutschland und Europa eine Zukunft? Ist dieser Hass neu oder war er schon immer da und wird nur plötzlich sichtbar? Besonders besorgnis-erregend ist die gefühlte Ohnmacht der Regierung, die verzweifelt um Lösungen ringt, aber immer wieder an der „Toleranz“ der pseudo-humanistischen Gesellschaft scheitert. Die Relativierung und die zunehmende Aushöhlung der biblischen Werte und Moralvorstellungen machen auch vor Kirchengemeinden nicht halt. Was hilft, ist die Rückbesinnung auf die Worte der Tora und der Prophetenbücher, in denen Gott uns zu unterscheiden lehrt, was rein und unrein, heilig und unheilig ist. Ein toleranter Einheitsbrei ist kein biblisches Ideal.

Auf der Suche nach der Wurzel ihres Glaubens erleben viele unsere Menora als Hilfestellung. Wir sind glücklich, ein Teil Ihrer Suche zu sein.

Dies macht uns eines immer wieder deutlich: Es war kein Zufall, dass wir gerade in dieses Land kamen. Und solange der Ewige uns hier einsetzen möchte, sind wir hier genau richtig.

05 Biblische Archäologie - wozu?

08 Die Füße der Freudenboten

12 Höre Israel

16 Ein Stern taucht auf

18 Dann fand ich den Messias

21 Jiddische Redensarten

22 Bracha

24 Eine wahre jüdische Geschichte

26 Israel - zu Diensten

28 Kann Jeschua der Maschiach sein?

30 Schatztruhe der Weisheit

Wie lieb' ich dich,
mein Land, mein Israel!

Zärtlich suchen meine Augen
deine satten Äcker im Jesreel-Tal
und die sanften Hügel Galileas.

Denn die Pracht der Felder,
den Jubel deiner Gärten will ich atmen!

Und am Abend,
wenn die Sonne Gold über dich breitet,
will erglühen an den Häuserfronten mein Gebet für dich!

Am Duft der Orangenhaine will ich mich berauschen.
In Farbsinfonien will ich eintauchen, um dich zu preisen,
mein Land mein Israel!

Und so verströmend, ein Gefäß deiner Gnade,
wollen meine Lippen dich geborgen halten,
bis deine Feinde und die Angst um dich
verstummt sind!

Rachel Knobler Gefrorene Zeit

Rachel Knobler, Mitglied der Münchener „Katakombe“ und des „Ersten-Lyrik-Kreises“, geboren in Slomniki, 24 km nördlich von Krakau, lässt in ihren farbstarken, an Chagall erinnernden, mit Acrylfarben gemalten Hinterglasbildern die untergegangene Welt ihrer Kindheit neu entstehen und gibt einen tiefen Einblick in das einfache, aber von tiefer Religiosität und Humanität durchdrungene Leben im „Schtetl“, das von Juden und Christen bewohnt war. Sie schreibt: „Mit den Bildern, die sämtlich Episoden aus meiner Kindheit beinhalten, versuche ich, mich selbst und all die Toten vor dem Vergessen zu retten und meine

heutige Welt begreifen und verstehen zu lernen“. Ihre eindringlichen, bildkräftigen und sprachmächtigen Gedichte geben ein Übriges, um einen tiefen Eindruck bei allen Menschen guten Willens zu hinterlassen und gleichzeitig einen großen ästhetischen Genuss beim Lesen zu empfinden.

Günter Klonz

KULAGA

Das Bild stellt KULAGA dar, einen christlichen Wasserträger von einem riesigen, schweren und massigen Körperbau, überdimensional großen, fleischigen, ewig vor



KULAGA

und Christen verband, zu einem Symbol der gemarterten menschlichen Kreatur schlechthin und zugleich zu dem einzigen Kommunikationsglied zwischen Judentum und Christentum. Deswegen setze ich ihn ins Zentrum des Bildes.

Auf seinem Joch, genauer seinen Schultern, schleppt er Tausende von Gräbern verstorbener und gemordeter Menschen beider Konfessionen, Juden wie Nichtjuden. Die rechte Seite des Bildes symbolisiert die jüdische Welt mit der Synagoge, umgeben von einem dichten Zaun, über dessen Rand ängstlich zwei Kuppeln blicken, vorsichtig die Situation des feindlichen „Draußen“ beobachtend. Aus dem nahen „Betstühl“ fließt eine Melodie gegen den unbarmherzigen Himmel Richtung Sonne. Am Himmel hängt ein Kreuz mit

Kälte starren Händen, der bei jedem Wort zu stürzen droht, weil sein Gleichgewichtsorgan wahrscheinlich nicht voll funktionsfähig gewesen ist. Tagein, tagaus brachte er uns frisches Quellwasser ins Haus, das er aus seinen Eimern, die auf seinem Holzjoch hingen, in unser weißes, extra dafür bestimmtes Emaillefass leerte.

Oft sah ich ihn in der Kirche sitzen und Mutters warme Suppe mit Butterbrot essen oder seine Bärenpranken über dem Herd wärmen.

So wurde er für mich zu einer Art Synonym für die gemeinsame Not, die Juden

den gemarterten „Zehn Geboten“.

Die linke Seite stellt die christliche Welt dar: eine konvulsivisch verzerrte Kirche, die es zum Kreuz hinzieht, das Golgatha-Geschehen, die Hl. Maria und ein Auge, aus der Kirche blickend, welches bemüht ist, die ganze Umgebung unter seiner Kontrolle zu halten.

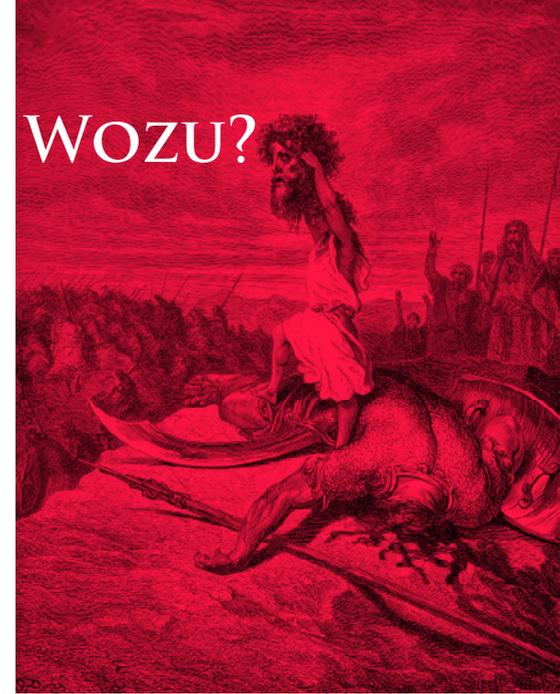
Rachel Knobler

BIBLISCHE ARCHÄOLOGIE Wozu?

Simcha Jacobovici¹, Menasche Har-El² und Lennart Möller³ haben eines gemeinsam: Sie alle sind der Überzeugung, den biblischen Berg Sinai identifizieren zu können. Das Problem: Jeder von ihnen schlägt einen anderen Berg vor. Bei Jacobovici ist es Haschem el-Tarif im Nordosten der Sinaihalbinsel, bei Har-El ist es Dschebel Sin Bischar im Nordwesten und bei Möller gar Dschebel el-Lauz in Saudi-Arabien. Und das, obwohl alle drei archäologische Funde zur Bestätigung ihrer jeweiligen These heranziehen. Dadurch wird vor allem eines deutlich: Archäologie ist keine exakte Wissenschaft. Im Gegenteil, jeder einzelne Fund bedarf der Interpretation, um einem historischen Ereignis zugeordnet werden zu können. Allerdings ist dabei die Versuchung oft groß, Funde einem möglichst bekannten geschichtlichen Phänomen zuzuordnen, von dem bislang kein archäologischer Beweis vorliegt. Genau das geschah beispielsweise mit den zwischen 1947 und 1956 rund um Qumran entdeckten Schriftrollen. Die Texte sowie die nahe gelegenen Ruinen wurden sehr schnell den Essenern zugeordnet, obwohl die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte gezeigt hat, dass weder die Texte noch die Ruinen Spuren aufweisen, die sich eindeutig mit den Essenern in Verbindung bringen lassen.

Angesichts dessen muss man sich fragen: Stiftet die Archäologie nicht nur unnötige Verwirrung? Und welchen Zweck erfüllt Biblische Archäologie überhaupt?

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Charles W. Wilson, Charles



Warren und anderen die ersten biblisch-archäologischen Grabungen im damaligen Osmanischen Reich stattfanden, hatte die Biblische Archäologie vor allem ein Ziel: Sie wollte beweisen, dass die Aussagen der Bibel stimmen. Es wurde daher sehr gezielt nach bestimmten Beweisen, z. B. den eingestürzten Mauern von Jericho oder dem Palast Schlomos, gesucht. Leider wurden dabei andere Funde häufig ignoriert, beschädigt oder sogar zerstört. Das änderte sich erst, als Mitte der 1950er Jahre die Archäologen Mortimer und Tessa Wheeler sowie Kathleen Kenyon eine wissenschaftssensible Grabungsmethode schufen, die noch heute weitgehend gültig ist und an nahezu jedem Tell⁴ im Nahen Osten Anwendung findet.⁵

Diese neue Methode bewirkte vor allem, dass man nun gezwungen war, sich mit jeder gemachten Entdeckung auseinanderzusetzen und nicht mehr nur mit den Entdeckungen, die man zu machen hoffte.

Das hatte natürlich auch Auswirkungen auf das eigentliche Ziel der Biblischen Archäologie: Während man früher versucht hatte, die Bibel durch archäologische



Funde zu beweisen, versuchte man nun, die Kultur während einer bestimmten biblischen Epoche durch ebendiese Funde besser zu verstehen, um so auch die zeitgenössischen Texte des Tanach besser auslegen zu können. Und diesem Ziel ist die Biblische Archäologie auch heute noch verpflichtet.

Aber wie funktioniert das in der Praxis? Nun, das lässt sich gut an einem Fund verdeutlichen, der 2005 in Tell es-Safi, der einstigen Philisterstadt Gath (vgl. 1.Sam 5,8; 6,17; 17,4 usw.), gemacht wurde. Und zwar handelt es sich dabei um die sogenannte *Goliath-Inschrift*, zwei kurze, auf einem eisenzeitlichen Ostrakon⁶ eingeritzte Worte. Interessant ist, dass diese beiden durch einen Strich getrennten Wörter offenbar zwei unterschiedliche Schreibweisen ein und desselben Namens darstellen, dessen Aussprache etwa „uliat“ geklungen haben dürfte.⁷ Es handelt sich somit offenkundig um denselben Namen, der im Hebräischen גִּלְיָת („Goliath“) lautet. Obwohl die Datierung des Ostrakons – um 900 v. d. Z. und damit rund ein Jahrhundert nach Davids Sieg über die Philister – kaum zulässt, dass es sich bei der darauf genannten Person um den Goliath handelt, der einst David gegenüberstand, so enthält dieser Fund doch mindestens drei hochinteressante Informationen:⁸

Erstens: Die Philister verwendeten bereits im 10. Jahrhundert v. d. Z. ein proto-semitisches Alphabet, nämlich dasselbe,

das auch die Israeliten bzw. Judäer verwendeten, bevor sie es im Zuge des babylonischen Exils durch ein aramäisches ersetzten (welches noch heute die Grundlage der hebräischen Schrift bildet). Dies deutet, trotz aller Feindschaft von Israel und Juda gegenüber den Philistern, auf einen regen kulturellen Austausch hin. Zweitens: Die Wurzel des Namens „uliat“ ist eindeutig indoeuropäisch, was auf die vermutlich ägäische Herkunft der Philister schließen lässt. Diese Information ist vor allem deshalb von Belang, weil zwar in Jeremia 47,4 sowie Amos 9,7 unter anderem כַּפְתָר („kaftor“) als Heimat der Philister genannt wird, sich die geografische Lage dieses Ortes aber nicht aus dem Zusammenhang erschließen lässt und bislang auch außerbiblische Quellen fehlten, die zweifelsfrei hätten klären können, wo כַּפְתָר eigentlich liegt.

Drittens: Der Name Goliath muss über Jahrhunderte hinweg in Gath äußerst populär gewesen sein. Das könnte darauf hindeuten, dass es sich bei dem von David getöteten Goliath (1.Sam 17,50) um eine andere Person handelte als bei dem von Elhanan Erschlagenen (2.Sam 21,19).

Es zeigt sich also, dass die Biblische Archäologie, solange sie sich seriöse, wissenschaftliche Methoden zunutze macht, uns durchaus helfen kann, biblische Zusammenhänge besser zu verstehen, uns in die Lebensumstände der jeweiligen Zeit besser hineinzusetzen und dadurch auch Hintergründe besser zu begreifen. Wo Biblische Archäologie jedoch lediglich von Sensationslust getrieben ist, führt sie nur selten zum Erfolg. So ist etwa der Versuch,

Überreste von Noachs Arche am Ararat in der Osttürkei aufzuspüren, zum Scheitern verurteilt. Schließlich handelt es sich bei diesem Berg um einen bis zum Jahre 1840 aktiven Vulkan und somit dürften sämtliche Überbleibsel eines Schiffes längst den Lavaströmen zum Opfer gefallen sein.

Wir sehen also: Archäologische Funde sind gar nicht immer möglich beziehungsweise nötig. Denn wer meint, die Bibel erst beweisen zu müssen, um ihr glauben zu können, der wird spätestens bei der Auferstehung Jeschuas an die Grenzen der Empirie stoßen. Wessen Interesse jedoch an der hebräischen Kultur der Bronze- oder Eisenzeit – um ein Beispiel zu nennen – nun geweckt wurde und wer zudem vielleicht sogar die Möglichkeit hat, selbst an einer Ausgrabung in Israel teilzunehmen, dem ist nur zu raten, diese Gelegenheit beim Schopf zu greifen. Es lohnt sich!

Magnus J. Großmann

- ¹ Jacobovici, S.; Cameron, J. (2006): The Exodus Decoded. USA: A&E Home Video
- ² M. Har-El (1981): Sinai Journeys. USA: Ridgefield Pub. Co.
- ³ L. Möller (2010): Die Akte Exodus: Neue Entdeckungen über den Auszug aus Ägypten. Deutschland: Inner Cube
- ⁴ d.i. ein antiker Siedlungs- bzw. moderner Grabungshügel
- ⁵ E. H. Cline (2009): Biblical Archaeology: A Very Short Introduction. GB: Oxford University Press 2009
- ⁶ d.i. eine mit Text versehene Tonscherbe
- ⁷ A. M. Maeir et al. (2008): A Late Iron Age I/Early Iron Age II Old Canaanite Inscription from Tell es-Safi/Gath, Israel: Palaeography, Dating, and Historical-Cultural Significance. Bulletin of the American Schools of Oriental Research, Nr. 351, S. 39-71
- ⁸ A. M. Maeir (2006): Comment on the News Item BAR on the „Goliath Inscription“. <http://gath.wordpress.com/2006/02/16/comment-on-the-news-item-in-bar-on-the-goliath-inscription/>, 16.2.2006

Tel. 02174 - 63920
info@shoshanim.de
www.shoshanim.de

Shoshanim-Verlag
 & Versandbuchhandel
 Postfach 1402
 D-51390 Burscheid

Das neue Album ist da!

«SHABBAT» Hebrew Songs

Waltraud Rennebaum & Ensemble SHOSHAN

CD Sho-049 € 17,95
 Liederbuch Sho-0049 € 12,95



„Die Füße der Freudenboten“

Die Botschaft der Heidenvölker an Israel (Römer 10,14-15)

- **Bedingungslose Liebe** (Römer 9,1-3),
- **Das Wissen um die Vorzüge des Gottesvolkes** (9,4-5),
- **Das Anerkennen der absoluten Souveränität Gottes** (9,6-33) und
- **Ein exklusiver Heilsweg** (10,1-13)

sind die Grundlage der Israeltheologie des Apostels Paulus. Ausgehend von diesen Voraussetzungen baut der Apostel jetzt – echt rabbinisch – einen Kettenschluss auf, der in ein Zitat aus dem Propheten Jesaja einmündet: „Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen!“ (Jesaja 52,7). Es geht um Verkündigung. Thema von Römer 9-11 ist Israel. Am Anfang seines Briefes stellt sich Paulus als derjenige vor, dessen Auftrag es ist, „den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden“, um dann seine Leser unmittelbar daran zu erinnern: „zu denen auch ihr gehört“ (Römer 1,5-6). Im engeren Zusammenhang unseres Textes schreibt er ausdrücklich: „Euch Heiden aber sage

ich“ (11,13). Und am Anfang von Römer 9 spricht er nicht etwa von „unseren Brüdern“, sondern ganz betont von „meinen Brüdern, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch“ (Vers 3). Damit schließt er zwar sich selbst ein, wenn er von Israel spricht, seine Leser jedoch nicht. Dasselbe gilt für den Anfang von Kapitel 11.¹

Paulus spricht zu Nichtjuden über die Predigt zum jüdischen Volk. Meiner Beobachtung nach ist Römer 10,14-21 der einzige Text in der Heiligen Schrift, der an Nichtjuden gerichtet ist und in dem es um die Verkündigung des Evangeliums an Israel geht.

Deshalb hat dieser Textzusammenhang eine Schlüsselfunktion bei der Beantwortung der Frage, ob und welchen Predigtantrag wir als heidenchristliche Gemeinde am jüdischen Volk haben.

Zu Beginn unseres Kapitels hat Paulus unmissverständlich offengelegt, was ihn treibt:

„Liebe Brüder, meines Herzens Wunsch ist, und ich flehe auch zu Gott für sie, dass sie gerettet werden“ (Römer 10,1). In den darauf folgenden Versen hat er dann gezeigt, dass nach biblischer Auffassung nur derjenige gerettet werden kann, der „den Namen des Herrn anrufen wird“ (10,13). Darauf baut der Apostel jetzt logisch auf:

Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? (Römer 10,14a)

Wie sollen sie sich an den Einzigen wenden, der wirklich retten kann, wenn sie keine Beziehung zu ihm haben? Das Anrufen, der Schlüssel zur Errettung, hat eine innere Voraussetzung: Die vertrauensvolle, auf gegenseitige Treue aufgebaute Beziehung, welche die Bibel als „Glauben“ bezeichnet. Einzig der Glaube traut dem Retter wirklich alles zu und genau das ist Bedingung für das Gerettetwerden, die Voraussetzung dafür, dass man sich im Aufschrei der Ausweglosigkeit an den Retter wendet.

Dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen! (Römer 10,8b)

Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? (Römer 10,14b). Auch eine Glaubensbeziehung entsteht nicht automatisch. Sie hat ebenfalls eine Voraussetzung, nämlich das Hören. Eigentlich ist das eine Binsenweisheit, die der Apostel im Vers 17 unseres Kapitels noch einmal ausdrücklich feststellt: „Der Glaube kommt aus dem Hören.“² Ohne ein Kennenlernen dessen, der Zielpunkt und Gegenstand unsres Glaubens ist, kann es keinen Glauben geben. Deshalb ist das Hören auf die Offenbarung, die gründliche Beschäftigung mit dem Wort Gottes, unabdingbare Grundlage unserer Vertrauensbeziehung

mit dem himmlischen Vater. So etwas wie einen „blinden“, „uninformierten“ oder gar „dummen“ Glauben kennt die Bibel nicht. Gewiss, der Herr Jesus verheißt gerade den Kindern das Reich Gottes.³ „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge“ hat sich der Schöpfer ein besonderes Lob bereitet.⁴ Diese Aussagen sind jedoch keine Entschuldigung für Faulheit beim Schriftstudium. Unser Schöpfer hat uns geschaffen als Einheit aus Geist, Seele und Leib. Er sucht unsere ganze Hingabe, auch die des Verstandes. Außerdem weiß schon ein kleines Kind, warum es sich vertrauensvoll ausgerechnet in die Arme seines eigenen Vaters fallen lässt, während Fremden gegenüber ein gesundes Misstrauen besteht. Die biblischen Aussagen über den Vorteil der Kinder und Einfältigen heben das Wort Jesu keineswegs auf, dass diejenigen besonders gesegnet sind, „die das Wort Gottes hören und bewahren“ (Lukas 11,28).

Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? (Römer 10,14c)

Bereits in Vers 8 hatte der Apostel davon gesprochen, dass er „das Wort vom Glauben“ zu „predigen“ habe. Der „Prediger“ ist in dieser fünfgliedrigen Kette von „anrufen“, „glauben“, „hören“, „predigen“ und „gesandt sein“ der Knackpunkt. „Predigt“ wird heute vielfach als öffentliche Entwicklung von mehr oder weniger privaten Gedanken, Erfahrungen, Einsichten, Erkenntnissen und Meinungen des „Predigers“ verstanden. Im besten Falle ist „Predigt“ eine Auseinandersetzung unter anderen mit den Strömungen und Meinungen des Zeitgeistes. Doch hinter dem griechischen Wort „keryssein“ steht eine andere Vorstellung. Mit „keryx“ wurde ursprünglich der Herald bezeichnet, der die Willenserklärung

des Herrschers an dessen Untertanen weiterzugeben hatte. Dabei war die persönliche Meinung des „keryx“ vollkommen uninteressant. Seine Person war unwichtig im Vergleich zu seiner Botschaft, die keinesfalls „Privatsache“, sondern für alle Adressaten bindend war.

Wer die Botschaft nicht hören wollte, musste das früher oder später vor dem verantworten, der den „keryx“ gesandt hatte.⁵ Ein Herold verkündigt nicht, was er „sich denkt“ oder „auf dem Herzen hat“. Er gibt weder seine Erklärung der Botschaft noch seine persönliche Einschätzung der Lage zum Besten. Er verkündigt ganz einfach die Botschaft des Regenten, unverfälscht, unverkürzt, aber auch ohne alle erklärenden Zusätze. Erstes Ziel der „Predigt“ ist deshalb nicht die Erbauung des Zuhörers, sondern dessen Stellungnahme – seine Entscheidung, der Gehorsam. Im babylonischen Talmud finden wir dieses „Botenprinzip“ im Traktat Berachot 34b. Dort sagt die Mischna: „Wenn jemand beim öffentlichen Gebet einen Fehler macht, ist das ein schlechtes Zeichen für den Vorbetor. Wenn der jedoch von einer Gemeinde dafür bestimmt wurde, ist das ein schlechtes Zeichen für diejenigen, die ihn beauftragt haben. Denn der Bevollmächtigte eines Menschen steht für den Menschen selbst.“⁶ Das heißt, der „keryx“ ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als die Autorität, die hinter ihm steht. Sender und Gesandter sind so untrennbar miteinander verbunden, dass der Hörer der Botschaft im Botschafter demjenigen gegenübersteht, der den „Prediger“ gesandt hat. So kann Jesus bei der Aussendung seinen Jüngern sagen: „Wer euch hört, der hört mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“ (Lukas 10,16). Entscheidend

für die Vollmacht eines „keryx“ sind weder sein Sendungsbewusstsein noch seine Begabung. Auch die Erkenntnis einer Notwendigkeit ist noch keine Berechtigung zum Predigen. Als Jesus „das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ Mit dieser Einsicht wandte er sich dann jedoch nicht etwa an seine Jünger mit der Aufforderung: „Ihr seht, was fehlt! Ihr habt, was fehlt! Also geht und bietet den Orientierungslosen, was ihnen fehlt!“ Vielmehr bittet er seine Jünger in aller Demut: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende“ (Matthäus 9,36-38). Entscheidend für die Vollmacht eines „Predigers“ ist, dass er gesandt ist. Deshalb muss das letzte Glied in der Fragekette des Paulus auch sein:

Wie sollen sie aber predigen, wenn sie nicht gesandt werden? (Römer 10,15a)

Ein Prediger, der nicht gesandt ist, ist so undenkbar wie ein Herold ohne den Kaiser, der hinter ihm steht. Jeder Prediger sollte sich vor Gott gewiss sein, dass er wirklich zu diesem Dienst berufen ist. Für Gott ist es keine Lappalie, wenn er feststellen muss: „Ich sandte die Propheten nicht, und doch laufen sie; ich redete nicht zu ihnen, und doch weissagen sie“ (Jeremia 23,21). Der Gott Israels zieht die unberufenen Herolde zur Rechenschaft: „Weil ihr dies Wort ‚Last des Herrn‘ nennt, obgleich ich zu euch gesandt habe und euch sagen ließ, ihr sollt nicht ‚Last des Herrn‘ sagen, - siehe, so will ich euch aufheben wie eine Last und euch samt der Stadt, die ich euch und euren Vätern gegeben habe, von meinem Angesicht wegwerfen und will euch ewig Schande und ewig Schmach zufügen, die

nie vergessen werden soll“ (Jeremia 23,38-40). Ein „keryx“ (Herold, Prediger) muss immer auch „apostolos“ (Apostel, Gesandter) sein. Deshalb stehen im neuen Testament die Begriffe „predigen“ und „gesandt sein“ oft nebeneinander.⁷ Werner de Boor (Seite 251) kommt zu dem Schluss: „Weil es sich um ‚Heroldsdienst‘ und nicht um einen religiös-philosophischen ‚Vortrag‘ handelt, kann nicht jeder von sich aus ‚verkündigen‘. Es wäre ebenso lächerlich wie strafbar, wenn irgendjemand als ‚kaiserlicher Herold‘ auftreten und seine eigenen Gedanken als ‚kaiserliche Botschaft‘ ausgeben wollte. Wie viel ernster noch ist es hier, wo es um den heiligen, lebendigen Gott selber und um das Evangelium als ‚Kraft Gottes zur Errettung‘ geht. ‚Herolde‘ müssen mit festem und bestimmtem Auftrag ‚entsandt‘ sein.“

Deshalb hat der „keryx“ selbst auch keine Wahl, ob er predigen soll oder nicht. Timotheus wird von seinem geistlichen Vater dazu ermutigt, das Wort „zur Zeit oder zur Unzeit“ zu predigen (2. Timotheus 4,2), und über sich selbst und seinen Predigtantrag sagt der Apostel Paulus: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“ (1. Korinther 9,16). Dieses Konzept vom „keryx“ hatte Paulus im Sinn, wenn er sich selbst zu Beginn seiner Briefe als „Apostel“ vorstellt.⁸ Damit ist jegliches Missverständnis ausgeschlossen, welchen Anspruch der Rabbiner Sha‘ul aus Tarsus für seine Schriften erhebt. Seine Briefe verstehen sich selbst keineswegs auf einer Ebene mit talmudischen Diskussionen, in denen „Rabbi X im Namen von Rabbi Y überliefert“, wobei „Rabbi Z“ dann ganz frei dagegenhalten darf. Mit dem Anspruch, „Entsandter des Messias Jesus“ zu sein, stellt Paulus die Lehraussagen seiner Briefe grundsätzlich mit dem autoritativen „Ich aber sage euch“

des Christus und dem „So spricht der Herr“ der Propheten des Alten Testaments auf eine Stufe. Die Authentizität des „keryx“ lässt sich an seiner Botschaft festmachen. Dies gilt für Jeremia 23 im Blick auf die falschen Propheten. Gleichermaßen gibt der Apostel auch hier einen Hinweis auf den Inhalt der Botschaft - für den Fall, dass heidenchristliche Boten an Israel wirklich vom Gott Israels gesandt sind:

Wie denn geschrieben steht: **„Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen!“** (Römer 10,15b).

Johannes Gerloff

¹ Siehe zur Frage des Adressaten des Römerbriefes die Ausführungen von Godet, 128f., mit Rückbezug auf Weizsäcker, Jahrbücher für deutsche Theologie (1876), 257ff.

² Vergleiche neben Römer 10,17 auch 1. Korinther 15,11.12.14; 1. Timotheus 3,16.

³ Vergleiche z. B. Matthäus 18,1-5; 19,13-15; Lukas 18,15-17.

⁴ Psalm 8,3; Matthäus 21,16.

⁵ de Boor, 247.

⁶ Für den „Bevollmächtigten“ steht hier im Talmud das hebräische Wort „shaliach“, wörtlich: Entsandter, das im Griechischen mit „apostolos“ wiederzugeben wäre. Der entsprechende lateinische Wortstamm baut sich um das Wort „mittere“ herum auf.

⁷ Siehe zum Beispiel Markus 3,14; 6,7+12; Lukas 4,18-19; 9,2; Römer 10,14; 1. Timotheus 2,7; 2. Timotheus 1,11; vergleiche auch Markus 16,15.

⁸ Römer 1,1; 1. Korinther 1,1; 2. Korinther 1,1; Galater 1,1; Epheser 1,1; Kolosser 1,1; 1. Timotheus 1,1; 2. Timotheus 1,1; Titus 1,1; ebenso Petrus in Petrus 1,1; 2. Petrus 1,1.



שמע ישראל

Höre

Israel

Im Jahre 1996 wollte ich meine Arbeitsstelle im israelischen Fernsehen kündigen. An meinem letzten Arbeitstag filmten wir den Chefkoch des Hotels „Dan Panorama“, als im Nebenzimmer jemand laut murmelte. Der Koch unterbrach seine Erzählung und rief durch die Wand: „Papa, die werden dich doch eh nicht filmen!“ Das Murmeln verstummte. Ich fragte: „Warum will er denn gefilmt werden, Ihr Vater?“ „Er will von seinem Leben erzählen“, antwortete der Koch, „vielleicht können Sie so tun, als ob? Nur so, zum Spaß, damit sein Blutdruck nicht steigt...“ „Der Arbeitstag ist beendet“, erwiderte mein Operator Avi strikt und begann, die Technik einzupacken. [...]

Es schmerzte mich. Ich holte meine Kamera heraus und sagte zu dem Koch: „Ich habe es nicht eilig. Stellen Sie mir Ihren Vater vor.“ Wir gingen in einen halb verdunkelten Raum, in dem ein alter Mann im Schaukelstuhl saß und mich mit großen Augen ansah. „Darf ich vorstellen, Papa, das ist der berühmte Regisseur“, sagte der Koch. „Es war direkt nach dem Krieg“, begann der Greis seine Erzählung, noch bevor ich mich hingesetzt hatte. „...Wird das auch wirklich im Fernsehen gezeigt?“ Misstrauisch bäugte er meine Kamera, die aussah wie ein Äffchen. „Auf jeden Fall!“, ver-

sicherte ich. „Die Kamera sieht nur aus wie ein Äffchen, aber es ist eine Profi-Kamera. Erzählen Sie nur!“ „Also“, fuhr der alte Mann fort, „wir fuhrten durch Polen und suchten nach Waisenkindern. Unsere Kibbuz-Bewegung hatte nämlich beschlossen, dass wir den Religiösen zuvorkommen müssen. Denn sie haben auch nach Waisen gesucht. Wir wollten nicht, dass sie den Kindern eine Gehirnwäsche verpassen. Ich selbst wusste ja, was Religion ist. Bin in Polen in einer religiösen Familie aufgewachsen, habe aber rechtzeitig diesen Weg verlassen... Was ich aber erzählen wollte: Ich kam in ein Kloster in der Nähe von Krakau und wurde zum Vorsteher geführt. Ich erklärte ihm, dass ich aus Israel käme und auf der Suche nach jüdischen Waisenkindern sei, um sie in unsere historische Heimat zu bringen. Der Vorsteher bat mich, Platz zu nehmen, schenkte mir Kräutertee ein und begann zu erzählen. „Ja, wir haben jüdische Kinder hier, das leugne ich nicht. Unser Kloster hat Kinder aufgenommen. Der Vorsteher des Nachbarklosters wurde gehängt, als sie es über ihn herausfanden. Ich hatte Angst... Doch im entscheidenden Moment konnte ich meine Hilfe nicht ablehnen. Stellen Sie sich einmal vor, Juden kommen ins Kloster, ganz leise, im Dunkeln. Klopfen ans

Fenster. Ich öffne und sie kommen herein, mit einem kleinen Sohn, der noch ganz wacklig auf seinen Beinchen steht und eng eingewickelt ist in eine Wolldecke. Man sieht nur die Augen. „Nehmen Sie ihn bitte, wir werden morgen fortgebracht“, flehen die Eltern. Und ich sehe, wie die Mutter sein Köpfchen aufdeckt, ihm übers Haar streicht und ihn mit Küssen bedeckt. Ich spüre, dass sie Abschied nimmt und weiß, dass sie nicht zurückkommen. Kann ich da etwa nein sagen?! Ich nehme das Kind.“ „Danke Ihnen vielmals“, sagte ich dem Vorsteher, „Sie sind ein Gerechter!“ Und er erzählte weiter: „So ging das die ganze Zeit. Fünf bis sechs Mal pro Nacht. Sie kamen und kamen. Ich hatte Angst. Aber ich nahm die Kinder auf. Die Brüder im Kloster haben es alle gewusst, aber sie haben geschwiegen, haben es niemandem verraten.“ „Danke Ihnen, danke!“, sagte ich erneut, „Und danke auch allen Brüdern, dass Sie unsere Kinder gerettet haben.“ „Und jetzt kommen Sie, um sie zu holen“, fuhr der Vorsteher fort. „Ich möchte sie in die Heimat mitnehmen“, erklärte ich. Und er fragte mich: „Wie wollen Sie Ihre Kinder in der Menge finden?“ Ich war verwirrt: „Was heißt denn finden? Sie haben doch sicher noch die Listen von damals?“ „Es gibt keine Listen, weil wir keine verfasst haben. Wenn die jemand gefunden hätte, Gott bewahre!“ „Hören Sie“, sagte ich, „danke vielmals für die Rettung der Kinder. Aber ohne sie fahre ich nicht zurück. Zeigen Sie sie mir. Ich nehme sie mit.“ Der Vorsteher fragte: „Haben Sie etwa vor, sie zu zwingen?“ „Warum denn zwingen? Ich werde ihnen alles erklären...“ „Sie erinnern sich nicht mehr. Was wollen Sie ihnen erklären?“ „Dass sie andere Eltern hatten“, sagte ich,

„dass sie unsere Kinder sind.“ „Wir sehen sie längst als unsere Kinder an“, erwiderte der Vorsteher. „Aber es sind **unsere** Kinder!“, beharrte ich. „Beweisen Sie es!“, verlangte der Vorsteher. Ich setzte an: „Unsere Kinder haben in der Tat ein kleines Merkmal...“ „Es sind **unsere** Kinder!“, schnitt der Vorsteher mir das Wort ab, „Ich lasse auch nicht zu, dass Sie irgendwelche Merkmale überprüfen.“ Und er stand auf. Ich stand auch auf und spürte: Hinter mir steht mein ganzes leidgeplagtes Volk. Dann sagte ich nachdrücklich: „Bitte führen Sie mich zu den Kindern.“ „Gut, gehen wir“, antwortete der Vorsteher ruhig, „aber auf mich brauchen Sie nicht zu hoffen. Sie müssen selbst erkennen, welche Ihre Kinder sind.“ Er führte mich in einen großen Schlafsaal. Dort sah ich eine Menge Kinder: blonde, brünette, rothaarige. Alle verschieden. Es war schon Abend und die Kinder waren dabei, schlafen zu gehen. Alle sahen satt, gepflegt und zufrieden aus; ich sah gleich, dass sie hier ein liebevolles Zuhause gefunden hatten. Wir standen in der Mitte des Saals und der Vorsteher fragte: „Wie wollen Sie jetzt herausfinden, welche Ihre Kinder sind?“ Ich schwieg. Mir fiel keine Antwort ein. Da sagte er: „Wenn ein Kind freiwillig mit Ihnen kommen will, werden wir es nicht zwingen, hier zu bleiben. Das verspreche ich Ihnen.“ Und er fuhr in einem bittenden Tonfall fort: „Sie erinnern sich nicht mehr an ihre Eltern. Wir sind jetzt ihre Eltern. Bitte quälen Sie sie nicht. Lassen Sie sie hier.“ Da lief gerade ein dunkelhaariger Junge an uns vorbei und ich fragte ihn auf Jiddisch: „Wie geht’s dir, Kleiner?“ Er antwortete mir auf Polnisch: „Guten Abend, ich heiße Jirí. Ich kann Sie nicht verstehen.“ Ich hörte den Mönch sagen: „Sie haben alle

einen polnischen Namen. Sie sprechen alle nur polnisch. Ihr Haus ist hier.“

Da verstand ich schließlich, dass ich nichts ausrichten konnte. Dass ich sie drängen müsste, um sie zu finden und ihnen alles zu erklären. Und selbst wenn ich sie gefunden hätte, würden sie doch nicht freiwillig mit mir kommen! „Das war’s“, dachte ich, „Ich sollte alles so lassen, wie es ist und gehen.“ Das Licht wurde gelöscht, alle Kinder lagen schon in den Betten. Ich wandte mich um und wollte gehen. Der Vorsteher hob die Schultern und ich sah ihm an, dass ihm meine Machtlosigkeit leidtat. Ich dachte mir: „Nun gut, ich lasse sie ja nicht im Gefängnis zurück. Hier geht es ihnen gut...“ Und plötzlich... Woher das bloß kam? Ich vermute, aus meiner Kindheit... „Darf ich den Kindern eine einzige Frage stellen?“, fragte ich den Vorsteher. „Ja, fragen Sie nur.“

Da holte ich tief Luft und sagte laut, sodass alle mich hören konnten: „Höre Israel, der Herr unser Gott, der Herr ist Eins“... Bis heute bekomme ich Gänsehaut, wenn ich daran zurückdenke. Ich erinnere mich, wie es plötzlich ganz still wurde. Grabesstille! Und auf einmal hoben zwei Kinder am Fenster ihre Köpfchen. Und zwei weitere in der Nähe des Eingangs. Und noch eines beim Mittelgang. Und schauten mich an, ohne den Blick abzuwenden. Ich sah ihre Augen: riesengroß und verwundert! Und plötzlich stiegen sie aus den Betten und kamen auf mich zugerannt! Wie auf Kommando, von allen Seiten. Ihre nackten, rennenden Füßchen klatschten laut auf dem Boden, bis sie in meine Arme fielen. Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, weinte aus tiefstem Herzen und umarmte sie. Immer wieder schluchzte ich: „Meine lieben Kinder! Ich bin jetzt da, euer Papa. Ich nehme euch mit nach Hause.“

Der alte Mann hielt inne und ich sah sein Kinn beben. „Es gab keine Familie, kein Haus, in dem dieses Gebet unbekannt gewesen wäre. Morgens und abends wiederholten wir es: Höre Israel, der Herr unser Gott, der Herr ist Eins ... Jeder von uns trug es in seinem Herzen...“ Erneut hörte der Greis auf zu erzählen. Doch ich unterbrach die Aufnahme nicht, denn ich sah, dass es noch nicht das Ende war. Und tatsächlich, er fuhr fort: „Ich wandte mich im Schlafsaal um und sah den Kloostervorsteher. Sein Kopf wippte auf und ab wie bei einer chinesischen Nickfigur... Er kämpfte auch mit den Tränen. Daraufhin sah ich, dass die Kinder sich zu ihm umdrehten und ihn anschauten. Dann blickten sie wieder zu mir und wieder zu ihm... Sie gingen zaghaft einige Schritte auf den Vorsteher zu. Und ich schwieg, denn ich hatte es mir fest vorgenommen. Die Kinder sollten selbst entscheiden. Da sagte der Vorsteher auf einmal: „Liebe Kinder, ich bin so glücklich, dass ihr nach Hause zurückkehrt...“ Die Kinder blieben stehen. Ich sah, dass der Mönch sehr mit sich rang. „Alles wird vergehen, meine Lieben“, sagte er, „ihr werdet sehen! Es wird keine Religionen, Nationen und keine Grenzen geben... nichts mehr... nichts wird uns trennen. Nur die Liebe wird bestehen bleiben.“ Der Vorsteher ging einen Schritt auf die Kinder zu, umarmte sie und – ich konnte es kaum fassen – er lächelte! „Liebe, das ist ja eigentlich nichts anderes als Glaube“, fügte er hinzu. „Wenn wir unseren Nächsten lieben wie uns selbst, nicht mehr und nicht weniger... ihn lieben wie uns selbst! Dann werden wir erkennen, dass es nur die Liebe gibt. Dass Gott Liebe ist, meine Kinder! Und wir alle... sind eine Familie! Die ganze Welt, meine Lieben, ist eine große Familie...“ Er verstummte. Die Kinder standen da und schwiegen.

Ich schwieg. Wir alle schwiegen...

„Und ich komme euch besuchen!“, versprach der Vorsteher. „Auf jeden Fall werde ich euch besuchen! Und ihr dürft uns auch nicht vergessen, wenn ihr dort seid... zu Hause...“ Dann wandte er sich um und ging. Am Ausgang stolperte er und fiel beinahe hin.

Das war die Geschichte, wie ich die Jungs hergebracht habe“, sagte der alte Mann, „Insgesamt zwölf. Sie wurden alle in unseren Kibbuz aufgenommen und dort erzogen. Ich war sehr stolz auf sie. Drei von ihnen sind 73 im Jom-Kippur-Krieg gefallen. Was für ein schlimmer Krieg das war... Josi ist auf dem Sinai umgekommen, als sein Panzer angezündet wurde. Arie und Chaim wurden durch Schüsse getötet... Und noch einer, Jakob, heiratete Chana, es war solch eine fröhliche Hochzeit! Aber drei Jahre später gab es diesen Terroranschlag in einem Bus in Jerusalem, dort sind sie beide umgekommen...“

Der Kloostervorsteher hat es nicht mehr geschafft, sie hier zu besuchen...“

Nach diesen Worten verstummte der alte Mann. Ich verstand, dass dies das Ende seiner Erzählung war.

...Ich kam an diesem Abend sehr spät nach Hause. Der Sohn des alten Mannes, der Koch, hatte mir noch ein unvergessliches Abendessen zubereitet. Ich versprach ihm, dass ich eine Skizze erstellen und vorbeibringen würde. Für den darauffolgenden Tag hatte ich noch alle Hände voll zu tun, da ich meine Tätigkeit beim Fernsehen zu Ende bringen und meinen Arbeitsplatz räumen musste. Erst nach einer Woche kam ich dazu, die Aufnahme des alten Mannes durchzusehen. Ich stellte die Kassette ein... leer! Ich erschrak und fing an, die Kassette auf und ab zu spulen. Ich prüfte alles, was

ich konnte und holte mir sogar den Rat meiner ehemaligen Kollegen vom Fernsehen ein, weil ich befürchtete, dass irgendwas mit mir nicht stimmte. Der eine sagte mir, ich hätte vergessen, die Aufnahme zu starten. Der andere vermutete, dass die Kassette geklemmt hatte. [...] Kurz gesagt, ich hatte keine Aufnahme... Abends rief ich den Koch an, nachdem ich mich lange auf das Gespräch vorbereitet hatte. Er hört mich an und sagte dann: „Wissen Sie, ich bin Ihnen sehr dankbar.“ Ich traute meinen Ohren nicht. Er redete weiter: „Dafür, dass sie da geblieben sind und meinem Vater zugehört haben. Er ist jetzt im Krankenhaus. Es sieht nicht gut aus, er hat vielleicht noch einige Tage zu leben. Aber er liegt ganz friedlich da, wie ein Kind. Kein Stöhnen, kein Schreien, nur ein Lächeln im Gesicht...“

Seitdem sind viele Jahre vergangen. Ehrlich gesagt, ich habe seither viele ähnliche Geschichten gehört, die berichteten, dass Kinder sich an das Gebet erinnern hätten. Manche glichen der Geschichte des alten Mannes bis ins kleinste Detail. Ich hatte sogar kurz den frevelhaften Gedanken, der Alte hätte sich alles ausgedacht...

Aber der Kloostervorsteher ließ mir keine Ruhe. Ich dachte noch, was für ein Idealist und Utopist das ist! Er hat eine allzu blühende Fantasie! Wie weit ist diese Welt davon entfernt, in Liebe vereint zu sein?! Und erst recht, eine einzige große Familie zu sein?

Aber seine Worte ließen mich nicht los.

Und dann kam der Tag, als ich selbst den Beweis fand, dass es genau so sein wird. Als ich dem GESALBTEN begegnete.

Simeon Vinokur



EIN STERN TAUCHT AUF

Aufbruchsignal für die Gemeinde aus
Juden und Heiden

Schwester Joela Krüger,
Evangelische Marienschwestern, Darmstadt

Durch einen Stern führte der Schöpfer des Weltalls Fremde aus der Ferne den Weg nach Bethlehem (Matthäus 2). Als Beobachter des Himmels hatten sie begriffen, dass Gott eingegriffen hat. Das auffallend helle Licht am Nachthimmel wurde für sie zur Ankündigung eines gewaltigen Machtwechsels. Ein Signal für die Entthronung der Großen dieser Welt. Der Beginn eines neuen Zeitalters.

Dieses richtet sich erstaunlicherweise bis heute nach einer Geburtsstunde im Stall, die unter ärmlichsten Verhältnissen und unter bedrängenden politischen Umständen in einem kleinen unbedeutenden Land stattgefunden hat. Welch eine Provokation, unser Wertesystem zu hinterfragen! Seit Jahrhunderten zählen Herrscher dieser Welt ihre Tage nach dem sanftmütigen, von Herzen demütigen König der Juden. Die Freude auf diesen kommenden König brachte die Fremden aus dem Osten in Bewegung. Der Stern der Hoffnung ging voran und zeigte ihnen den Weg. Das Dunkel, die Ungewissheit, die Reisestrapazen – nichts war ihnen zu viel, um dieses Kind zu suchen,

zu finden und anzubeten. Mit der Frage „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ waren sie in Jerusalem angekommen und versetzten damit den machthungrigen Herodes und alle, die um ihre Position bangten, in höchste Alarmbereitschaft. Die Kenner der Heiligen Schrift hatten zwar die richtige Antwort: „In Bethlehem in Judäa“. Aber sie blieben hinter ihren Schreibpulten und eilten nicht den Suchenden voran. Die Sehnsucht nach dem verheißenen Messias war nicht groß genug, sie in Bewegung zu bringen.

„Als sie den Stern sahen“, so wird uns über die Fremden berichtet, „wurden sie hoch erfreut“; denn er blieb über dem Haus stehen, das nach der großen Not der Herbergslosigkeit Übergangsquartier für die arme Familie geworden war. Die Einfachheit der Verhältnisse konnte sie nicht irritieren. Ferne sind oft näher als die Nächsten und bewahren sich einen klareren Blick. Die Fremden fielen vor dem Kindlein nieder, beteten es an und brachten Ihm, Seiner Königswürde entsprechend, ihre Gaben. Ihn anzubeten, war ihr größter Lohn – diese Stunde ihnen

alles wert! Bereits als das Kind von Seinen Eltern zum ersten Mal „in Seines Vaters Haus“ getragen worden war, hatte der alte Simeon im Tempel von Jerusalem über die Erfüllung der Verheißung gejubelt: „... ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel“ (Lukas 2,32). Dieser Lobpreis stand über dem Weg des Menschen- und Gottessohns auf unserer Erde ...

Sein letzter Tag stand im krassen Gegensatz dazu. Die Anbetung wurde zur grausamsten Verhöhnung und Verspottung pervertiert. Es heißt von den römischen Kriegsknechten: Sie „flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm aufs Haupt und gaben ihm ein Rohr in seine rechte Hand und beugten die Knie vor ihm und verspotteten ihn und sprachen: Gegrüßet seist du, der Juden König!, und spien ihn an und nahmen das Rohr und schlugen damit sein Haupt.“ (Matthäus 27,29–30)

Die Kreuzesinschrift mit der Urteilsbegründung, dass dieser elende Mensch als Konkurrent des Kaisers hingerichtet werde, machte den Spott international, denn Pilatus hatte sie hebräisch, griechisch und lateinisch abgefasst: „Jesus von Nazareth, der König der Juden“ (Johannes 19,19).

Das Licht der Heiden hatte scheinbar seinen Glanz verloren, aus dem Preis Israels war eine Verhöhnung Israels geworden.

Nach fast 2000 Jahren taucht ein anderer Stern auf – kein Stern der Hoffnung, sondern der Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung. Es begann 1933 mit dem Boykott jüdischer Geschäfte. Die Kennzeichnungspflicht für Juden folgte – zuerst in Polen, dann im Deutschen Reich und in fast allen von Deutschland besetzten Gebieten. Der Davidstern musste öffentlich sichtbar getragen werden – „auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks in Herznähe

fest aufgenäht“ ab dem Alter von sechs Jahren, so wurde es 1941 vorgeschrieben. Damit wurden Juden recht- und schutzlos dem Tod ausgeliefert. Selbst die Türen der Kirchengemeinden schlossen sich vor ihnen. Wir Christen vergaßen, dass auch Jesus, Seine Mutter, die Apostel den Judenstern hätten tragen müssen. Wir folgten unreflektiert den Spuren einer jahrhundertealten Tradition: Wir wollen den König ohne Sein Volk. Wir sehen uns als das wahre Israel, denn Juden haben angeblich ihr Erbe, ihr Erstgeburtsrecht verloren. Wieder fehlte es an Licht, das uns Heiden hätte erleuchten sollen. Der Verblendung folgte die Erblindung. Fast unbemerkt von ihren christlichen Nachbarn verschwanden Millionen – unbeachtet, unbeklagt und unbeweint – sie waren uns keiner Nachfrage wert.

Die Perversion des Sterns kam an ihr Ende – doch zum Erstaunen der Welt tauchte er wieder auf – 1948 in der Staatsflagge des neu erstandenen Israel. Er steht für die Bundestreue Gottes, für Seine unverbrüchlichen Verheißungen, für das letzte Wort, das Er selbst spricht. Ist damit die Geschichte des Sterns beendet? Nein, das wäre zu wenig, die größte Erfüllung steht noch bevor.

Wie damals die Fremden aus dem Orient durch den Stern in Bewegung gebracht worden waren, so soll es heute bei uns geschehen. Das große Finale unserer Zeit steht bevor – die Wiederkunft Jesu, das Erscheinen des Messias. Wer Ihm begegnen will, sollte darauf achten, mit welchen Worten sich der wiederkommende König zu erkennen gibt. Denn im letzten Kapitel der Heiligen Schrift tritt uns Jesus mit Seinem letzten Ich-bin-Wort entgegen, in dem Er bezeugt, wer Er ist und wie Er erscheinen wird: „Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids, der helle Morgenstern.“ (Offenbarung 22,16)

„Wo ist der neugeborene König der Juden?“ war die erste Frage. „Wie empfangen ich den wiederkommenden König der Juden?“ wird die letzte Frage sein. Der König aller Könige und Herr aller Herren wird erscheinen, wenn die Nacht am dunkelsten ist: Jesus – Jeschua haMaschiach – Messias Deines Volkes, Erlöser, Retter und Vollender der Welt, Du heller Morgenstern, dessen strahlendes Licht uns Heiden leuchtet zum ewigen Preis und Ruhm Deines Volkes Israel!



Ein von einer Hamburger Jüdin getragener Stern wurde am Kruzifix in unserer Mutterhauskapelle zu den Füßen Jesu angebracht. Mit dem Stern der Verfolgung von damals bekennen wir uns heute zur jüdischen Identität des Herrn und Königs unserer Kirche und zu Seinem Volk, unserem erstgeborenen Bruder Israel.

DANN FAND ICH DEN MESSIAS

Hans Bernd



Ich wurde in Koblenz als jüngstes von drei Kindern geboren. Unsere Eltern stammten aus alteingesessenen deutsch-jüdischen Familien. Mein Vater war Arzt. [...] Wie viele andere deutsche Juden, so passten sich auch meine Eltern ihrer deutschen Umgebung völlig an. Ich glaube, sie haben nie eine Synagoge besucht. Auch bei uns zu Hause wurden weder jüdische Gebräuche praktiziert noch jüdische Feste gefeiert.

[...] Als ich zur Schule kam, wurde mir mehr und mehr bewusst, dass ich mich von den anderen Kindern unterschied, einfach deshalb, weil ich Jude war. In den Schaufenstern vieler Geschäfte befanden sich inzwischen Schilder, auf denen stand: „Kein Zutritt für Juden!“. In einer Nacht zerstörten organisierte Banden die Fenster von Häusern und Geschäften, die Juden gehörten, und raubten sie aus. Glücklicherweise blieb unser Haus verschont. Der Grund dafür war vielleicht, dass wir in einer „wichtigen“ Straße wohnten. Unmittelbar uns gegenüber befand sich die Wohnung des obersten Nazi-Offiziers der Stadt. Niemand wagte es, die Nazis zu kritisieren, nicht einmal zu Hause, weil wir uns vor der Gestapo fürchteten. Eines Tages erschienen Polizeibeamte in Zivilkleidung und nahmen meinen Vater mit. Wir hatten große Angst. Doch nach ein paar Tagen kam er wieder. Später wurde er noch einmal verhaftet.

Ich musste zwar die Schule besuchen, doch ich fürchtete mich jeden Tag neu davor, denn ich wurde von den „arischen“ Kindern verprügelt und ausgeschlossen. Auch manche Lehrer, insbesondere der Sportlehrer, verspotteten mich und machten mich vor meinen Klassenkameraden lächerlich. Schon wenn ich morgens das Haus verließ, und besonders im Winter, wenn es noch dunkel war, hatte ich Angst vor dem, was sich an dem Tag wieder ereignen würde. Denn allein deshalb, weil ich Jude war, griff man mich auf dem Schulweg häufiger an.

So war ich im Grunde froh, als jüdische Kinder nicht mehr am Unterricht teilnehmen durften.

Meine Geschwister hatten aus Deutschland fliehen können, zu Verwandten in den USA und in England, doch meine Eltern konnten Koblenz nicht verlassen. Vielleicht wollten sie es auch nicht. Aber mich schickten sie kurz vor Ausbruch des Krieges, 1939, mit einem Kindertransportzug nach England. Wir weinten alle beim Abschied. Meine Eltern wussten, dass sie mich nie mehr wiedersehen würden. Ich selbst war ganz verwirrt und hatte Angst, weil ich meine Eltern verlassen und allein in ein fremdes Land reisen sollte. [...] Ich kann mich nicht mehr richtig an die lange Überfahrt über den Kanal erinnern, jedoch noch ganz genau an die Ankunft in London. Es war bereits dunkel, es regnete, und der Bahnhof war schmutzig und düster. Nacheinander wurden unsere Namen aufgerufen. Dann übergab man uns Menschen, die zugesagt hatten, dass sie sich um uns kümmern wollten.

Ich kam in eine Quäker-Familie. Die Mutter holte mich vom Bahnhof ab. Zu meiner Freude konnte sie etwas Deutsch, denn ich verstand kein Wort Englisch und war müde, hungrig und völlig durcheinander. Als wir zu Hause ankamen, war niemand dort.

Aber ich bekam etwas zu essen, meine erste englische Mahlzeit: ein paar Cornflakes, obwohl es schon spät am Abend war. Auch das Haus war sehr schön. Es hatte einen großen Garten.

Als der Krieg ausbrach, wurde mir erschreckend bewusst, wie endgültig ich von meinen Eltern getrennt war. Bis zum Jahr 1943 erhielt ich von ihnen ab und zu noch Briefe durch die Vermittlung des Roten Kreuzes. Aber dann wurden meine Eltern nach Auschwitz gebracht, und dort kamen sie um.

In England war zunächst alles fremd und beunruhigend für mich. Außerdem befand ich mich in einem schlechten nervlichen Zustand. Ich fühlte mich sehr einsam, aber die Familie, bei der ich wohnte, tat ihr Bestes, um mich dort heimisch werden zu lassen. Später besuchte ich auch die Schule. Glücklicherweise verstanden die Menschen, denen ich begegnete, was ich durchgemacht hatte, und waren sehr freundlich zu mir. Hinzu kam, dass ich ihre Sprache rasch lernte. Als ich in die Oberschule kommen sollte, schickte mich die Familie stattdessen in ein Internat. Dort herrschten sehr strenge Regeln, und es wurde auf absolute Disziplin geachtet. Ich fühlte mich an bestimmte Erlebnisse in Deutschland erinnert und fand es dort furchtbar. Es gab so viele Regeln und ständig Strafen, wenn man gegen eine Regel verstoßen hatte. Die größeren Schüler behandelten uns kleinere wie Sklaven. Wir mussten niedrige Arbeiten für sie ausführen, und sie durften uns sogar mit dem Stock schlagen. Später, als ich selbst in den höheren Klassen war, wurde alles einfacher, und ich fühlte mich wohler. Das Internat war eine Einrichtung der Landeskirche, doch der christliche Glaube hatte dort nur sehr formelle Ausdrucksformen. Zwar lernte ich viel über Religion, aber was dies eigentlich bedeutete, verstand ich noch nicht. Doch ich mochte die Musik sehr gern

und sang begeistert im Chor, zumal wir zweimal am Sonntag in die Kirche mussten.

Als ich sechzehn Jahre alt war, besuchte ich in den Ferien ein christliches Jugendlager. Einerseits wollte ich ein bisschen Urlaub machen, andererseits auch bei der Ernte helfen, weil die Männer im Krieg waren. Es war eine wunderschöne Zeit, in der sich mein ganzes Leben veränderte. Abends spielten wir viele Spiele. Außerdem erklärte man uns Schritt für Schritt das Evangelium, die Gute Nachricht. Und plötzlich wurde mir klar, was mir bis dahin dunkel geblieben war: Das Christentum war nicht etwa ein bestimmter Verhaltenskodex, vielmehr ging es um eine persönliche Beziehung zu dem lebendigen Messias, Jesus Christus. Wenn ich ihm meine Schuld bekannte und ihn um Vergebung bat, konnte ich darauf vertrauen, dass er mir vergab. Er war auch für mich am Kreuz gestorben, hatte auch meine Schuld auf sich genommen, so, wie es in den jüdischen Schriften, in Jesaja 53 und Psalm 22, vorhergesagt ist.

In jenem Sommer nahm ich Jesus, Jeschua, wie er im Hebräischen heißt, als meinen Messias, meinen Herrn an. Damit änderte sich meine gesamte Lebenseinstellung. Selbst die Farbe der Bäume und der Himmel schienen strahlender zu leuchten. Endlich sah ich einen Sinn in meinem Leben. Jesus wurde zum Mittelpunkt. Von nun an besuchte ich Bibelkreise und arbeitete wäh-

rend der Ferien in christlichen Freizeitlagern mit.

Inzwischen konnte ich sehr gut Französisch und Spanisch sprechen. So riet man mir, Sprachen zu studieren. Im Vertrauen darauf, dass Gott mich führen würde, begann ich mit dem Studium und wurde auch sofort Mitglied der Studentenmission. Die Studenten in den höheren Semestern und christliche Freunde in der Stadt kümmerten sich rührend um mich. Nach meiner Ausbildung zeigte mir Gott, dass Er für mich einen Auftrag in einer Schule in Westindien hatte. Anschließend arbeitete ich in Westafrika und gründete dort im „Busch“ eine Missionsschule. Dabei lernte ich meine Frau kennen, die in der Hauptstadt als Lehrerin unterrichtete und auch gläubig war. Wir bekamen zwei Söhne. Doch außer meiner Schwester, die viele Jahre nach mir und ganz unabhängig von mir auch zum Glauben an Jeschua fand, hatten wir bis dahin noch keinen anderen jüdischen Gläubigen kennengelernt. Dann nahmen auch meine beiden Söhne Jesus in ihr Leben auf. Mein älterer Sohn, der damals 22 Jahre alt war, war zuerst Kommunist, dann hatte er sich für den jüdisch-orthodoxen Glauben interessiert. Und als er beweisen wollte, dass Jesus unmöglich der Sohn Gottes sein könnte, fand er zum Glauben an Ihn.

Dann vergingen nur noch wenige Monate, bis wir andere jüdische Gläubige kennen lernten, die auch an Jesus als den Messias glaubten. Nun begann ich, intensiver über meine jüdischen Wurzeln nachzudenken. Es war eine ganz große Freude, als ich entdeckte, wie sich der bisher in mir verborgene Identitätskonflikt löste. Denn ich erkannte plötzlich deutlich, wie jüdisch es ist, an Jesus als den jüdischen Messias zu glauben. Es geht nicht etwa um einen Gegensatz, denn erst in Ihm, in Jeschua, habe ich die ganze Fülle meines Judentums gefunden.

“Der emes ken sajn a naketer, ober der schecker mus sajn schtendik in fil begodim“

Die Wahrheit kann auch nackt umhergehen, doch die Lüge braucht immer ein Kleid

Bei dieser jiddischen Redensart sehe ich immer die Zeichnung „Die Vertreibung aus dem Paradies“ von Gustave Doré vor mir. Gottes unschuldige Geschöpfe Adam und Eva waren von Gottes Frieden erfüllt und verweilten im Garten Eden, ohne sich für ihre Nacktheit zu schämen. Solange sie durch **Wahrheit** und Reinheit ihrer Beziehung mit dem Schöpfer verbunden waren, war dies möglich. Die Schrift beschreibt dies: „Und sie waren beide nackt, der Mensch und seine Frau, und sie schämten sich nicht.“ (1.Mo 2,25)

Doch als sich die **Lüge** im Angesicht der Schlange zwischen die ersten Menschen und Gott stellte, indem sie Ungehorsam hervorrief, war dies die Geburtsstunde der Scham, der Erkenntnis der eigenen Nacktheit und des Wunsches, sich vor der Wahrheit zu verstecken und mit Kleidung zu bedecken.

„Und Gott, der HERR, rief den Menschen und sprach zu ihm: Wo bist du? Da sagte er: Ich hörte deine Stimme im Garten, und ich fürchtete mich, weil ich nackt bin, und ich versteckte mich.“ (1.Mo 3,9f)

So geschieht es auch in unserem Leben. Wenn wir nichts zu verbergen haben, wenn unser Handeln rein und unser Zeugnis aufrichtig ist, sind wir wie ein offenes Buch vor den Menschen und unser Herz ist offen für die Gemeinschaft mit dem Himmlischen Vater. Wenn jedoch Lüge in unser Herz dringt, werden der Frieden und der Kon-



takt zu Gott zerstört, oftmals schämen wir uns dann vor anderen Menschen und fangen an, unsere Lüge einzukleiden und legen ihr immer mehr Kleider um. Das lastet wie ein schweres Joch auf unseren Schultern und führt dazu, dass wir uns immer weiter zurückziehen und in unserem Lügenkonstrukt verstecken.

Heute ist dies der natürliche Zustand der Menschheit. Folgendermaßen beschrieb Jeschua im Gespräch mit Nikodemus die Situation: „Das Licht ist in die Welt gekommen, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, weil ihr Tun böse war. Denn jeder, der Schlechtes tut, hasst das Licht; er tritt nicht ans Licht, damit sein Tun nicht aufgedeckt wird. Wer sich jedoch in dem, was er tut, nach der Wahrheit richtet, der tritt ans Licht, und es wird offenbar, dass sein Tun in Gott gegründet ist.“ (Joh 3,19-21)

Elijahu Mazl

HIER WOHNTE
HANS BERND
JG. 1929
KINDERTRANSPORT 1939
ENGLAND
ÜBERLEBT

Bracha ist ein biblischer Begriff mit mehreren Bedeutungen. Eine davon ist: Segen. Schon in den ersten Kapiteln der Schrift kommt dieses Wort vor, als der Schöpfer seine ganze Schöpfung und den *Schabbat* segnet. Im genannten Kontext bedeutet der Segen Gottes, dass er Gefallen daran fand. Dies zeigt sich auch in Seiner Beurteilung der Schöpfung als „sehr gut“ (1.Mo 1,31).

Das Verb *borech*, von dem sich das Substantiv *bracha* ableitet, hat ebenfalls mehrere Bedeutungen: danken, loben, rühmen, verherrlichen.

Daraus wird verständlich, dass der Schöpfer sich selbst lobte, als Er Seine Schöpfung segnete.

In der Schrift erfahren wir auch, dass Segen weitergegeben werden soll. Indem Gott Abraham und seine Nachkommen

segnet beziehungsweise lobt, rühmt oder verherrlicht, möchte Er sie zu Trägern Seines Segens machen: „... in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.“ (1.Mo 12,3b) Sowohl die Tora als auch unser Lehrer Jeschua rufen uns dazu auf, sogar unsere Feinde zu segnen: „Liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen“ (Mt 5,44 Schlachter-Übersetzung). Wofür soll man aber seinen Feind loben, ihm Zustimmung aussprechen oder gar danken? Wenn man jemanden segnet, löst dies einen Widerklang aus. Der Segen kehrt zu dem zurück, der ihn gegeben hat, wie der Apostel Petrus erklärt: „... segnet, weil ihr dazu berufen worden seid, dass ihr Segen erbt!“ (1.Petr 3,9)

Der Fluch, das Gegenstück zum Segen, schwingt auch zurück: „Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen“ (1.Mo 12,3a). Folgendes sagt der weise Salomo dazu: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser, denn du wirst feurige Kohlen auf sein Haupt häufen, und der HERR wird dir's vergelten.“ (Spr 25,21-22)

Da Gott die alleinige Quelle des Segens ist, stellt ein Mensch, der einen Mitmenschen segnet, dadurch immer einen Bezug zu Gott her: Entweder er lobt Gottes Schöpfung, wie zum Beispiel

Saul die Verleumder Davids gelobt hat: „Gesegnet seid ihr vom HERRN, dass ihr euch meiner erbarmt habt!“ (1.Sam 23,21). Oder der Segnende wünscht seinem Gegenüber etwas im Namen Gottes und drückt damit aus, dass alle Dinge vom Schöpfer und Seinem Willen abhängen. Ein typisches Beispiel dafür ist der Aaronitische Segen, den Gott für die Segnung des Volkes Israel vorgesehen hat: „Der HERR segne dich und behüte dich; der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der HERR hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“ (4.Mo 6,24-26).

Eine Segnung ist nicht nur von Gott zu Mensch und von Mensch zu Mensch möglich, sondern auch von Mensch zu Gott. Hier zwei Beispiele aus der Schrift: „Gehet zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet (*barchu*) seinen Namen!“ (Ps 100,4) „Gelobt sei Gott, Vater unseres Herrn, Jeschua des Messias, barmherziger Vater, Gott aller Ermutigung und allen Trostes“ (2.Kor 1,3, D.Stern-Übersetzung)

In diesen Kontexten bedeutet die Segnung keinen Segenswunsch, sondern ist eher ein Ausdruck von Dankbarkeit, Ruhm und Lob gegenüber dem, der bereits per Definition gesegnet ist. Die Segnung ist deshalb eher eine Feststellung dieser Tatsache; so lautet es beispielsweise in einem liturgischen Gebet: „Gesegnet sei der Herr, der gesegnet ist in Ewigkeit“. Im Judentum gibt es Segnungen (*brachot*) für alle Anlässe, denn ein Mensch, der Gott nicht für Seine Schöpfung dankt und Ihn lobt, enthält Ihm dadurch diesen Ruhm vor und sagt damit aus, er habe sich all die Dinge selbst zu verdanken. Ein Mensch jedoch, der Gott für alles dankt, drückt damit seine Abhängigkeit von Ihm aus, wie geschrieben steht: „... es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen. Und

er ist vor allem, und es besteht alles in ihm.“ (Kol 1,16-17)

Alle jüdischen *brachot* beginnen mit der Formulierung: Gesegnet seist du Herr, unser Gott, König der Welt.

Von der Wortwurzel Bet-Resch-Chaf leiten sich mehrere weitere Begriffe ab, z. B.:

Berech (Knie): Um Segen zu empfangen, ist es erforderlich, Demut vor Gott zu haben. Dies drückt sich im geistlichen Sinne durch das Beugen der Knie aus.

Bricha (Gewässer, das von einer Quelle gespeist wird): Wenn Gott die Quelle des Segens ist, dann ist der Mensch dieses Gewässers, das von Ihm befüllt wird. Dies ist ein Sinnbild für einen wiedergeborenen Gläubigen, der mit dem Heiligen Geist erfüllt wird. Wenn ein Wasserbehälter voll ist, beginnt das Wasser überzufließen: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Das sagte er aber von dem Geist, den die empfangen sollten, die an ihn glauben...“ (Joh 7,38-39)

Wenn wir erkannt haben, wie sehr wir von Gott gesegnet werden, kann das lebendige Wasser Seines Geistes, mit dem Er uns gefüllt hat, nicht nur in uns bleiben. Es fließt über und trägt Leben zu allen, die uns umgeben. So kann jeder von Gott Gesegnete zu einem Träger des Segens für andere werden.

Das Gesetz des Segens und des Fluchs ist ebenso unerschütterlich wie die Gesetze des Lebens und des Todes, der Natur und der Gesellschaft, die den Menschen zur Nutzung gegeben wurden. Gott selbst empfiehlt uns in Seinem Wort: „Ich rufe heute den Himmel und die Erde als Zeugen gegen euch auf: Das Leben und den Tod habe ich dir vorgelegt, den Segen und den Fluch! So wähle das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen.“ (5.Mo 30,19)

BRACHA





Eine wahre jüdische Geschichte

Yoni, ein Soldat der israelischen Verteidigungsstreitkräfte, wurde bei Tagesanbruch von einem terroristischen Scharfschützen angeschossen, als er in Hebron Wache hielt. Es war 5:30 Uhr in der Früh. Alle anderen im Stützpunkt schliefen fest und niemand hörte den Schuss fallen. Yoni verlor das Bewusstsein, blutete stark und drohte langsam zu sterben. Der einzige, der den Schuss gehört hatte, war ein Gefreiter aus einer benachbarten Basis. Er kam herüber, um zu sehen, was passiert war – und kam gerade noch rechtzeitig. Yoni war noch am Leben. Der Soldat rief nach Hilfe und gab sein Bestes, um die Blutung zu stoppen. Er hielt buchstäblich Yonis Leben in seinen Händen. Nach kurzer Zeit kam ein Rettungshubschrauber und es verging keine halbe Stunde, bis der verwundete Soldat und der Gefreite, der ihn gerettet hatte, nach Beer Sheva ins Krankenhaus gebracht wurden. Die Operation verlief gut und Yoni lag nach kurzer Zeit schon in einem Krankenzimmer. Das Krankenhaus verständigte Yonis Eltern. Wie groß war der Schreck, den sein Vater und seine Mutter erlitten, als sie von Yonis Verletzung erfahren hatten! Nur wenige Minuten später schlängelte sich ihr Auto hupend durch die überlasteten Straßen. Im Krankenhaus wurden sie vom Chirurgen informiert, dass die Gefahr überwunden sei. Yonis Mutter brach in Tränen aus, als der

Arzt ihnen erklärte, dass ihr Sohn nur dank eines anderen Soldaten überlebt habe, der rechtzeitig zur Stelle gewesen war. Es sei ein Wunder gewesen: Der junge Mann habe den Schuss gehört, den sonst niemand wahrgenommen hatte und er sei zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen. Yonis Eltern äußerten den Wunsch, den Retter ihres Sohnes sofort sehen zu dürfen, um ihm zu danken. Doch man erklärte ihnen, dass der Gefreite in seinen Stützpunkt zurückgekehrt sei, als ihm berichtet wurde, dass das Leben seines Kameraden nicht mehr in Gefahr sei. Yonis Eltern fragten nach seinem Namen, doch dieser wurde bei der eiligen Einlieferung ins Krankenhaus nicht in die Akte notiert. Auch die weiteren Bemühungen der Eltern, den Retter von Yoni ausfindig zu machen, blieben erfolglos.

Der unbekannte Gefreite war sehr bescheiden und eilte nicht, jemandem davon zu erzählen, was er morgens erlebt hatte. Später setzten Yonis Eltern ihre Suche nicht mehr so intensiv fort, denn Yoni wurde aus dem Krankenhaus entlassen und verbrachte einige Zeit zu Hause, bevor er in seine Truppe zurückkehrte. Doch Yoni ließ nicht nach. Er fragte alle ihm bekannten Soldaten und schaltete sogar eine Anzeige in mehreren Zeitungen. Vielleicht wusste sein Kamerad, der ihn gerettet hatte, dass er gesucht wurde, doch seine Bescheiden-

heit ließ nicht zu, dass er sich zu erkennen gab. Schließlich sagte Yonis Mutter, dass Israel ein kleines Land sei und dass sie keine Ruhe geben werde, bis sie den Retter ihres Sohnes gefunden habe. Yonis Eltern waren Inhaber eines kleinen Lebensmittelladens in der Nähe von Ashdod. Sie beschlossen, an der Tür ihres Ladens einen Aushang zu machen, auf dem alles detailliert beschrieben war. Das musste ihnen doch helfen, den rätselhaften Soldaten zu finden.

Eines Morgens bemerkte Yonis Mutter, dass eine Kundin sehr aufmerksam den Aushang las, sogar mehrfach. Die Frau war sichtlich erregt. Kürzlich hatte ihr Sohn Jair davon erzählt, dass er während der Morgenwache einen Schuss gehört hatte und geholfen hatte, das Leben eines Soldaten aus einem anderen Stützpunkt zu retten. Ja, ja, das war in Hebron...

Sie ging zum Tresen und sprach die Ladenbesitzerin an. Die beiden Frauen waren sehr aufgeregt. Sie riefen ihre Söhne an und baten sie, sich für ein Treffen mit den Müttern beurlauben zu lassen. Die Eltern und ihre Söhne waren überglücklich, als sie sich am selben Abend trafen. Yonis Mutter bedankte sich überschwänglich bei Jair und nannte ihn ihren Sohn. „Du hast auch mich gerettet“, sagte sie schluchzend.

Die Geschichte bekam eine unerwartete

Fortsetzung. In einem passenden Moment rief Jairs Mutter ihre neue „Verwandte“ beiseite. „Sieh mich an. Erkennst du mich?“, fragte sie. „Nein“, erwiderte Yonis Mutter, „haben wir uns etwa schon früher einmal gesehen?“

„Ja, das war vor 20 Jahren... Kannst du dich erinnern? Ich wohnte damals in der Nähe deines Ladens. Heute war ich wieder in der Gegend und wollte dich sehen, um dir für die Güte zu danken, die du mir erwiesen hast. Vielleicht erinnerst du dich, früher kam ich jeden Morgen in den Laden, um Milch und Brot zu kaufen. Einmal hast du bemerkt, dass ich verzweifelt war. Du hast einfühlsam nach dem Grund meiner Unsicherheit gefragt – so behutsam und einfühlsam, dass ich nicht anders konnte, als mich dir anzuvertrauen. Ich hatte damals eine schwere Zeit, eine sehr schwere, und war dazu auch noch schwanger. Ich sah keinen anderen Ausweg, als das Kind abzutreiben...“ Das Gesicht von Yonis Mutter veränderte sich, sie erinnerte sich an das lang zurückliegende Gespräch.

„Weißt du noch?“, fuhr Jairs Mutter fort, „Du hast mich damals gefragt, ob dein Mann an unserem Gespräch teilnehmen dürfe.“ Diesmal nickte Yonis Mutter. Sie hatte nun wieder alles vor Augen.

„Wir saßen zu dritt zusammen und du hast





ISRAEL - ZU DIENSTEN

Bericht eines Freiwilligen in der israelischen Armee

mir gut zugeredet. Ich kann mich an jedes Wort erinnern. Du sagtest, dass du verstehen kannst, dass ich eine schwere Zeit durchmache. Aber dass das Glück manchmal durch Schwierigkeiten zu uns kommt und dass die größten Schwierigkeiten oft bessere Zeiten nach sich ziehen. Du sprachst von der Freude des Mutterseins, erzähltest mir, dass du auch schwanger seist, dass du ebenfalls eine schwere Zeit durchmachtest und wie sehr du dich auf dein Kind freutest. Du sagtest, dass das kostbarste Wort für eine jüdische Mutter „ima“ (Mama) sei. Du sprachst so inbrünstig von meinem ungeborenen Kind, dass ich es in meinem Arm liegen sah. Ich sah, wie ich das Baby küsste und streichelte. Du hast geschafft, mich von meiner Entscheidung abzubringen. An diesem Tag beschloss ich, das Kind zu behalten. Gott hat dich für deine Güte belohnt.“

„Wie meinst du das?“, fragte Yonis Mutter. „Jair ist dieser Sohn, dem du und ich das Leben geschenkt haben. Der Allmächtige hat ihn an jenem frühen Morgen deinem Sohn zu Hilfe geschickt, um ihn zu retten. Jetzt haben wir beide zwei Söhne. Möge Gott sie beschützen!“

Verfasser unbekannt

Jedes Jahr treten etwa 4.000 Menschen aus der ganzen Welt ihren freiwilligen Dienst bei den israelischen Verteidigungstreitkräften an. Das Programm Sar El erlaubt es Helfern, für eine begrenzte Zeit Teil der Truppe zu sein und die Soldaten in ihrem Dienst zu unterstützen.

Ralph Weber hat an dem Programm teilgenommen und berichtet von seiner Erfahrung.

Was macht ein 50-jähriger Schreiner aus einem baden-württembergischen Örtchen in einer israelischen Militärbasis und warum trägt er Soldatenuniform?

Ich habe bei Sar El mitgemacht und durfte einige Wochen lang auf einem Stützpunkt der israelischen Streitkräfte arbeiten. Anders als bei einem normalen Israelurlaub wird hier gearbeitet, aber so kann man auch am Alltag und am wahren Leben der Israelis teilhaben. Ich wollte einfach mal mittendrin sein, aber auch gleichzeitig ein Zeichen der Solidarität setzen.



Hast du bei der deutschen Bundeswehr gedient?

Nein. Ich war untauglich und wollte das auch nicht. Die Bundeswehr war mir suspekt.

Warum hast du dich für dieses Programm entschieden? Was hat dich dazu bewegt?

Die Menschen! In Israel muss jeder seinen militärischen Dienst absolvieren und dadurch begegnet man auf dem Stützpunkt einem Querschnitt durch die ganze Bevölkerung Israels. Juden verschiedenster Herkunft werden gemeinsam ausgebildet: Hier trifft man Jeminiten und Spanier ebenso wie Drusen und Russen. Junge, alte, behinderte Menschen. Allen begegnet man dort. Ein weiterer Beweggrund war für mich ein Zitat aus dem Buch Jesaja: „Tröstet, tröstet mein Volk“. Ich dachte, dass ich durch mein Dasein unter dem Volk trösten könnte.

Ich wollte Israel einen Dienst erweisen und meinen Beitrag zur Sicherheit Israels leisten durch tatkräftige Unterstützung und nicht nur im Gebet.

Ein Offizier der Armee wies darauf hin, dass Israel Helfer wie uns braucht, weil die Arbeit, die wir tun, eine große finanzielle Entlastung darstellt.

Was genau waren deine Aufgaben? Wie lief ein Tag ab?

Meine Aufgabe war es, Kabeltrommeln sowie die Antennen und Sockel von Funkgeräten zu reparieren. Andere waren damit beschäftigt, Batterien in Funkgeräten zu testen und auszutauschen oder halfen im Militärkrankenhaus.

Morgens um 8 Uhr gab es Frühstück in der Kaserne, anschließend erschienen wir zum Apell und durften die Flagge hissen. Dann folgte die eigentliche Arbeit. Um 12 Uhr gab es Mittagessen und wieder wurde gearbeitet bis um 16 Uhr. Nach dem

Abendessen gab es ab 18 Uhr Programm mit den „betreuenden“ Soldaten (den Madrichot), z. B. gemeinsame Ausflüge. Am Wochenende verlässt man die Basis und ist entweder im Soldatenhaus oder zu Besuch bei Bekannten, um gemeinsam Schabbat zu feiern.

Was hat dich fasziniert? Was hast du gelernt? Was war das tollste Erlebnis?

Fasziniert hat mich, dass körperlich und geistig behinderte Menschen hier ebenfalls ihren Militärdienst leisten und voll integriert werden. Auch dass viele ältere Israelis, die eigentlich nicht mehr zum Dienst müssten, dennoch kommen. Mir gefiel auch die Verwunderung junger Soldaten darüber, dass es Menschen gibt, die extra aus dem Ausland kommen, um freiwillig zu dienen.

Eines der tollsten Erlebnisse war der gemeinsame Ausflug nach Tel Aviv, zum Haus, wo Ben Gurion die Unabhängigkeit ausrief.

Eines der Dinge, die ich gelernt habe, ist, dass Israelis ebenso wenig wie ich den Dienst an der Waffe tun möchten und auch keinen Krieg wollen. Darum geht es hier beim Militär etwas lockerer zu und es ist sehr familiär, aber wenn es darauf ankommt, sind sie da!

Würdest du es wieder machen?

Ja, und es ist sogar schon in Planung.

Wie kann man das machen?

Unter www.sar-el.de kann man sich über das Programm informieren und einen Zeitraum bestimmen, der zwischen drei Wochen bis zu einem Jahr (oder länger) liegen kann. Über ein Formular meldet man sich an. Es folgt ein Bewerbungs- bzw. Kennenlerngespräch. Bewerben kann sich jeder, unabhängig von Herkunft, Alter und Beruf.

KANN JESCHUA DER MASCHIACH SEIN TROTZ SEINER ABSTAMMUNG?

Eli. Des Weiteren legt die These nahe, dass es auch schon zu einem früheren Zeitpunkt innerhalb des Stammbaumes einmal zu einer Leviratsehe gekommen sein könnte. Teilweise würde das auch die unterschiedliche Anzahl an Generationen erklären, wobei Mattitjahus offensichtliche Zahlensymbolik noch hinzukommt: 14 entspricht nämlich exakt dem Zahlenwert des hebräischen Namens David,² und damit dem Begründer der Herrscherdynastie Israels, der auch Jeschua angehört. Und die dreimalige Erwähnung dieser Zahl wird gemeinhin als eine Anspielung auf die Trinität Gottes verstanden.

Nun, so viel zur christlichen Theologie. Für die jüdische Beurteilung des Stammbaumes Jeschua – und letztlich auch Seiner selbst – ergibt sich allerdings noch ein ganz anderes Problem: In Mt 1,11+12 wird ausdrücklich Jehojachin als Vorfahre Jeschua genannt, über dessen Nachkommen es jedoch in Jer 22,30 heißt, dass sie nie mehr auf dem Thron Davids herrschen werden. Daraus ergibt sich ganz automatisch die Frage: Kann Jeschua überhaupt der Maschiach, der Gesalbte und damit der rechtmäßige Thronfolger Davids sein?

Nun, versuchen wir zunächst einmal, den Spieß umzudrehen und die Frage umgekehrt zu betrachten: Wenn Jehojachin offenbar nicht der Vorfahre des Maschiach sein kann, von wem soll der Maschiach dann abstammen? Gibt es Alternativen?

Was wir aus den Verheißungen des Tana nach mit Sicherheit wissen, ist, dass der

Maschiach ein Nachkomme Davids sein muss (2.Sam 7,12; 1.Chr 17,11 usw.). Darüber hinaus zeigen andere Stellen, wie Jer 33,17 und Ps 89,30, dass es sich dabei nicht nur um irgendeinen Davididen handelt, d.h. einen Nachfahren Amnons, Daniels, Avshaloms oder eines anderen der Söhne Davids (vgl. 1.Chr 3,1ff), sondern um jemanden, der zudem in der davidischen Königslinie steht, d.h. designierter Thronfolger und damit Nachkomme von David, Schlomo, Rechavam, Avija usw. ist (vgl. Mt 1,6-16). Diese Ahnenreihe scheint jedoch laut Jer 22,30 mit Jehojachin plötzlich abzubrechen.

In der Tat war hier die historische Ausgangssituation die, dass Jehojachin im Jahr 597 v. d. Z. aus Jerusalem deportiert, damit also faktisch abgesetzt, und schließlich durch seinen Onkel Mattanja ersetzt wurde. Dieser wiederum bekam vom babylonischen König Nebukadnezar, der bei alledem Regie geführt hatte, den Namen Zidkijahu („JHWH ist meine Gerechtigkeit“) verliehen. Nun ist allerdings zu fragen: War Zidkijahu, welcher de facto als Marionette Babylons fungierte, aus halachischer Sicht betrachtet überhaupt zur Königswürde legitimiert?

Eine indirekte Antwort auf diese Frage findet sich beim Propheten Jechekel, der gemeinsam mit Jehojachin deportiert worden war. Und zwar fällt auf, dass dieser Zidkijahu niemals als מֶלֶךְ (melech), also „König“ bezeichnet, sondern lediglich als נָשִׂיךְ (nasi), was mit „Fürst“ oder „Prinz“ übersetzt werden kann (vgl. Hes 12,10+12). Angesichts dieses Textbefundes liegt also die Deutung nahe, dass es sich bei Zidkijahu nicht um den von Gott autorisierten Regenten des Volkes handelte und er damit auch nicht als Vorfahre des Maschiach in Frage kommt. Erschwerend kommt noch

hinzu, dass sämtliche Söhne Zidkijahus 587 v. d. Z. von Nebukadnezar ermordet wurden (2.Kön 25,7). Wenn aber sowohl Zidkijahu als auch Jehojachin als Vorfahren ausscheiden, kann es einen Maschiach denn dann überhaupt geben?

Nach menschlichem Ermessen muss die klare Antwort hierauf lauten: Nein.

Jedoch führt Jeschajahu uns vor Augen, dass die Art und Weise, in der der Ewige Geschichte schreibt, mit menschlichem Ermessen wenig zu tun hat. In einer seiner berühmtesten messianischen Verheißungen heißt es: „Und ein Spross wird hervorgehen aus dem Stumpf Ischais“ (Jes 11,1). Das hier verwendete Wort שֹׁטֵט (gesa = „Stumpf“), welches von der nordwestsemitischen Wurzel für „abhauen/abschneiden“ abzustammen scheint,³ meint somit sinngemäß den „Strunk des gefälltten Baumstamms“. Die davidische Dynastie ist also beendet, und zwar mit Jehojachin, und kann auf natürlichem Wege auch nicht wiederbelebt werden. Stattdessen bedarf es eines übernatürlichen Eingreifens. Daher kann der vorliegende Vers durchaus bereits als eine Anspielung auf das Wunder der jungfräulichen Geburt eines rechtmäßigen Thronfolgers innerhalb der davidischen Königslinie verstanden werden. Und somit hat auch Mattitjahu Recht, wenn er Jes 7,14⁵ durch Jeschua als erfüllt erachtet (vgl. Mt 1,23). Die häufig wiederholte These, Mattitjahu habe sich hier ausschließlich an der Septuaginta⁶ orientiert und daher übersehen, dass im hebräischen Original das Wort עַלְמָה (alma) steht, was lediglich „junge Frau“ bedeutet, nicht aber zwangsläufig auch „Jungfrau“, ist somit haltlos. Denn offenkundig ist Mattitjahu nicht am Pschat, also dem Literalsinn des Verses interessiert, sondern am Drasch, also der übertragenen Bedeutung eines Textes für die Gegenwart.



Die Brit Chadasha, das sog. Neue Testament, beginnt wenig überraschend mit einem Stammbaum ihres Protagonisten, nämlich dem Jeschua (Mt 1,1-17). Für eine Überraschung sorgt dieser Stammbaum allerdings, wenn man ihn in einen gesamt-biblischen Kontext einordnen möchte. Der christlichen Theologie fallen hierbei traditionell vor allem die Unterschiede zum Stammbaum Jeschua bei Lukas auf (Lk 3,23-38): Zum großen Teil handelt es sich um andere Namen und noch dazu werden bei Lukas deutlich mehr Generationen erwähnt als bei Mattitjahu. Somit ist es wenig verwunderlich, dass die Kirchengeschichte vielfältige und teilweise auch abenteuerliche Erklärungsversuche für diese Unterschiede hervorbrachte, von denen der vermutlich älteste vom um 160 u. Z. in Jerusalem geborenen Gelehrten Iulius Africanus stammt. Der vertrat nämlich die These, dass Jeschua Stiefvater Josef aus einer sog. Leviratsehe¹ hervorgegangen sei, was zumindest erklären würde, warum Josefs Vater bei Mattitjahu Jaakov heißt, bei Lukas jedoch

Und diese Bedeutung bringt er sonnenklar zum Ausdruck: Jeschua ist der Maschiach, der Thronfolger Davids und damit rechtmäßige Herrscher ganz Israels. Hallelujah!

Magnus J. Großmann

¹ 5. Mose 5,5-6: „Wenn Brüder zusammen wohnen und einer von ihnen stirbt und hat keinen Sohn, dann soll die Frau des Verstorbenen nicht auswärts einem fremden Mann angehören. Ihr Schwager soll zu ihr eingehen und sie sich zur Frau nehmen und mit ihr die Schwagerehe [o. Leviratsehe] vollziehen. Und es soll geschehen: Der Erstgeborene, den sie dann gebiert,

soll den Namen seines verstorbenen Bruders weiterführen, damit dessen Name aus Israel nicht ausgelöscht wird.“

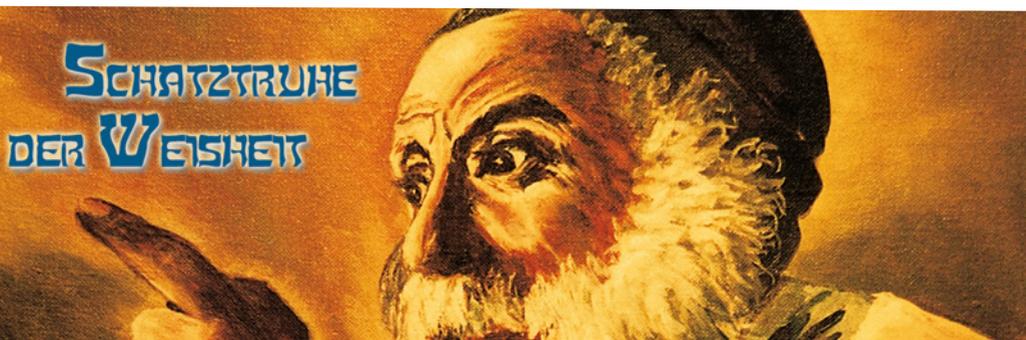
² ך (daleth) = 4, ך (waw) = 6, ך (daleth) = 4.

³ F. Brown; S. Driver; C. Driggs (2012): The Brown-Driver-Briggs Hebrew and English Lexicon. Peabody: Hendrickson Publishers 2012. S. 160.

⁴ Roland Gradwohl (2002): Bibelauslegungen aus Jüdischen Quellen 2. Stuttgart: Calwer Verlag. S. 141.

⁵ „Siehe, die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären und wird seinen Namen Immanuel nennen.“

⁶ d.i. die antike griechische Übersetzung des Tanach



Die langen Löffel

Ein Rabbi bat Gott einmal darum, den Himmel und die Hölle sehen zu dürfen. Gott erlaubte es ihm und gab ihm den Propheten Elia als Führer mit. Elia führte den Rabbi in einen großen Raum, in dessen Mitte auf dem Feuer ein Topf mit einem köstlichen Gericht stand. Rundum saßen Leute mit langen Löffeln und schöpften alle aus dem Topf. Aber die Leute sahen mager und elend aus. Denn die Stiele der Löffel waren viel zu lang, sodass sie das Essen nicht in ihren Mund bringen konnten. Als die Besucher wieder draußen

waren, fragte der Rabbi, welcher Ort das gewesen war. Es war die Hölle. Darauf führte Elia den Rabbi in einen zweiten Raum, der genauso aussah wie der erste. In der Mitte brannte ein Feuer und kochte ein köstliches Essen. Leute saßen ringsum mit langen Löffeln in der Hand. Aber sie waren gut genährt und glücklich. Denn sie benutzten die langen Löffel, um sich gegenseitig zu essen zu geben. Dieser Raum war der Himmel.

Verfasser unbekannt

Quellen:

- S. 8-11: Abdruck mit freundlicher Genehmigung aus: Johannes Gerloff, Verflucht und von Christus getrennt © 2013 SCM Hänssler, D-71088 Holzgerlingen, www.scm-haenssler.de
- S. 12-15: www.blog-vinokur.livejournal.com. Übersetzung und Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors
- S. 18-20: Zur Verfügung gestellt von Harald Fölsch
- S. 24-26: Übersetzung und Abdruck mit freundlicher Genehmigung von: www.jews.by
- S. 30: Aus: Beate Both „Wenn wir anfangen mit dem Herzen zu denken“ (1986). Johannes Kiefel Verlag, Wuppertal.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel und Leserbriefe tragen die jeweiligen Verfasser die Verantwortung.

Impressum:

Messianische Zeitschrift Menora

Finanziert durch freiwillige Spenden und kostenlos erhältlich.

Bankverbindung für Spenden:

Zeitschrift Menora
Landesbank BW
BLZ: 600 501 01
Konto-Nr.: 271 3560
IBAN: DE74600501010002713560
BIC: SOLADEST

Herausgeber:

Israelitische Messianische Gemeinde
„Adon Jeschua“ e.V.
Menora-Redaktion
Postfach: 300 570
70445 Stuttgart

www.adon-jeschua.de

An diese Adresse können Sie gerne Ihre Anregungen, Wünsche, Fotografien, Gedichte etc. senden.

Adresse im Internet:

www.menora-online.de

Email-Adresse:

Zeitschrift@menora-online.de

Redaktion: Vorstand der IMG e.V.

Layout/Gestaltung: Vitali Fischbein

Korrektur: Nicolas Zimmermann, Olga Fischbein, Magnus Großmann, Marion Wagner, Gertrud Beyer

Fotos & Bilder in dieser Ausgabe:

Vitali Fischbein (Titel, S.2-3, 8, 12, 16, 24, 25, 26 links); Rachel Knobler (S.4), Gustave Doré (S.5, 21); wikipedia.de (S.6), Evangelische Marienschwesternschaft e.V. (S.18 links); Simon Burne auf flickr.com (S.18 rechts); Ivan Fröhlich (S.20); Anna Wikmann (S.22); Ralph Weber (S.26); Rainer Polifke (S.28); Menora-Archiv (S.30)

Übersetzung: Olga Fischbein

Druck: Druckerei Mack GmbH

„Wahrlich, ich sage euch:
was ihr getan habt einem
unter diesen meinen ge-
ringsten Brüdern, das habt
ihr mir getan.“ (Matthäus
25,40)

Liebe Leser der Menora,
die Schrift lehrt uns, einander zu dienen.
Mit dieser Zeitschrift möchten wir, die is-
raelitische messianische Gemeinde „Adon
Jeschua“ e.V. , Ihnen dienen.

Wenn Sie unseren Dienst unterstützen
möchten, würden wir uns sehr über Ihre
finanzielle Hilfe freuen.

Der Herr segne jede gebende Hand!

Kreissparkasse Ludwigsburg

BLZ: 604 500 50

Konto: 9 875 470

IBAN: DE89 6045 0050 0009 8754 70

BIC: SOLA DE S1 LBG



Dank Spenden
Kostenfrei zum
Mitnehmen

